



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Richter, Albert: Frau Gottsched.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der gesamten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse aufzuhalten, nicht bewußt gewesen.

Deshalb vorwärts zur Wahrung des besetzten Grundbesitzes! Fort mit aller Güterverpachtung auf Zeit! Seßhaftmachung des gesamten ländlichen Arbeiterstandes! Der Besizende, der auch nur im kleinsten Maßstabe Besizende, hat ein Interesse an Aufrechterhaltung des Eigentums und der staatlichen Ordnung, er dient ebenso treu Gott wie seinem irdischen Herrn.



Frau Gottsched.

Von Albert Richter.



Die Gattin des berühmten Leipziger Professors Johann Christoph Gottsched war eine Frau, die in ihrer Jugend ganz den Bildungsgang genommen hatte, der für Töchter der bessern Stände im achtzehnten Jahrhundert der gewöhnliche war, die aber später an Bildung und geistiger Reife weit über den Frauen ihrer Zeit stand, und die daneben allezeit, in der Jugend wie im Alter, ein Muster edler Weiblichkeit war. Wenn sie in allzu großer Bescheidenheit meinte, daß ihr Name nur dadurch auf die Nachwelt kommen würde, daß sie des berühmten Mannes Gattin gewesen sei, so hat sie darin geirrt. Sie schreibt in einem Gedichte zu ihres Gatten Geburtstage im Jahre 1737:

Mein Gottsched, du allein

Und daß du mich geliebt, das soll mein Lorbeer sein.
 Daß du mich hast gelehrt, daß du mich unterwiesen,
 Das wird der Nachwelt noch durch manches Blatt gepriesen,
 Wer solchen Meister hat, da stirbt der Schüler nicht,
 Wenn ihm gleich das Verdienst zur Ewigkeit gebracht.
 So les' ich denn durch dich! Wie könnt ich schöner leben?
 Dein Ansehn wird mir schon Ruhm, Lob und Ehre geben.

Die Nachwelt urteilt anders. Wenn sie nicht mehr in das einseitige Verdammungsurteil einstimmt, das seiner Zeit über Gottsched ergangen ist, in jenes Urteil, das Gottsched auch seiner wahrsten Verdienste um deutsche Sprache und Litteratur, um Hochhaltung des deutschen Namens und der deutschen Ehre beraubte, so kann sie andererseits sich auch nicht mehr damit begnügen, seine Gattin als geistreicher und feinführender ihm gegenüberzustellen. Die Nachwelt hat vor allem anzuerkennen, daß Frau Gottsched wohl eine gelehrte und geistreiche Frau war, aber eine solche, die daneben mit all den Tugenden geschmückt war, welche man deutschen Frauen so oft als ihren besondern Schmuck nachgerühmt hat, welche aber an gelehrten Frauen auch in Deutschland so oft zu

vermissen gewesen sind. Frau Gottsched war nicht nur eine geistreiche Schriftstellerin, sondern auch eine ehrsame, bescheidene, echt deutsche Hausfrau.

Luise Adelgunde Viktoria Gottsched war die am 11. April 1713 zu Danzig geborne Tochter des königlich polnischen Leibarztes Dr. Johann Georg Kulmus. Das neugeborne Kind hatte einen auffallend großen Kopf, und die Gebattern und Muhmen behaupteten, es sei ein „Poetenkasten,“ eine Weissagung, die später nicht unbestätigt blieb.

Adelgunde — mit diesem Namen, den sie nach der Sitte der Zeit von der Großmutter erhalten hatte, wurde das Mädchen meist gerufen — zeigte sich bald als ein geistig gewecktes Kind, und die Mutter, die selber eine große Liebhaberin der schönen Wissenschaften war, ließ es daher ihre vornehmste Aufgabe sein, die Anlagen ihres Kindes auszubilden.

Wie es damals in den bessern Familien Sitte war, lehrte die Mutter ihre Tochter schon von frühester Kindheit an das Französische. Als die Tochter deutsch lesen und schreiben und französisch sprechen und lesen konnte, erhielt sie Privatunterricht in den Regeln des deutschen Stils und im Englischen, das in den norddeutschen Seestädten meist neben dem Französischen, zuweilen sogar in noch höherm Grade als dieses zur feinern Bildung gehörte. Um die Tochter auch im Schreiben des Französischen zu üben, gab ihr die Mutter oft viele Seiten aus französischen Büchern abzuschreiben. Natürlich erhielt Adelgunde auch Unterricht in der Religion. Diese wurde im Hause erteilt, doch mußte sie vom achten bis zum zwölften Jahre auch allsonntäglich die öffentlichen Katechisationen besuchen, die von den Geistlichen der St. Johanniskirche gehalten wurden. Es wird berichtet, daß sie dort selbst den Knaben oft als ein Beispiel des Fleißes vorgestellt worden sei, und daß man sich über die „Hurtigkeit“ ihres Geistes gewundert habe.

Auch Musik wurde zeitig getrieben. Vater und Mutter liebten sie, und oft wurden kleine musikalische Abende veranstaltet, in denen Freunde des Hauses mitwirkten. Der Vater spielte selbst die Laute, die Mutter das Klavier. Auf dem Klavier erhielt auch die Tochter regelmäßigen Unterricht, während für den Unterricht auf der Laute nur einige Monate lang ein Lehrer zu haben war, der dem Mädchen kaum mehr als die Namen der Saiten und etliche Griffe beibringen konnte. Doch genügte das der fleißigen Schülerin, sie half sich selbst weiter fort, sah sich von einem Freunde des Vaters, der bei den musikalischen Abendunterhaltungen die Laute spielte, manches ab und ließ sich von ihm mit leichten Stücken versehen, die sie ebenso selbst abschrieb, wie alle die Noten, deren sie zum Klavierspielen bedurfte. Sie brachte es nach und nach auf der Laute zu einer solchen Fertigkeit, daß sie auch schwerere Stücke vom Blatte spielen konnte.

In ganz verständiger Weise hielt aber die Mutter darauf, daß die Zeit nicht allein durch Lesen, Übersetzen und Musizieren ausgefüllt wurde. Die

Tochter wurde auch zu Handarbeiten, namentlich zum Nähen und Spitzenklöppeln, angehalten, und daß sie auch in der Hauswirtschaft mit zugreifen mußte, darf man voraussetzen, wenn man von der spätern Hausfrau rühmen hört, daß sie trotz der angestrengtesten Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst doch mit ebensoviel Sorgfalt als Verständnis sich auch um ihr Hauswesen gekümmert habe.

Als Adalgunde älter wurde, hatte sie neben besondrer Anweisung zur deutschen Poesie auch noch Privatunterricht in Geschichte, Geographie und Zeichnen. Johann Christoph Rembolds „Perspektiv-*Reißkunst*“ schrieb sie sich vollständig ab, wie sie denn auch alle dazu gehörigen Risse abzeichnete. Für ihren Vater schrieb sie sogar ein lateinisches Kollegienheft über Pathologie ab, obgleich sie nichts davon verstand. Als eine Frucht ihrer Mußestunden entstand die deutsche Übersetzung eines französischen Romans, die man später veröffentlichen wollte, wozu sie aber nie ihre Einwilligung gab. Lieber als Romane waren ihr französische Werke moralischen Inhalts. So las sie besonders gern den Telemach des Fenelon und die von Dacier in Französische übersetzten Betrachtungen Marc Aurels.

Auch dichterisch bethätigte sich Adalgunde frühzeitig. Erhalten sind uns aus ihrem zwölften Jahre eine Ode auf den Namenstag ihrer Großmutter, aus dem vierzehnten eine Elegie auf den Namenstag der Mutter. Im fünfzehnten Jahre dichtete sie eine Ode auf den Sturz des russischen Ministers Menschikoff. Sie spricht da von dem Ruhme der Welt:

Wenn er sich nur auf Glück, nicht auf Verdienste gründet,
Was Wunder, daß er auch so bald wie dies verschwindet?

Es sind wenigstens Gedanken in der Ode, wenn auch die Form mancherlei zu wünschen übrig läßt. Aber es giebt in den Gedichtsammlungen der anerkanntesten Dichter jener Zeit Gedichte, die um keinen Grad besser sind.

Die dichterischen Versuche des Mädchens gelangten durch Vermittlung eines Freundes zur Kenntnis des Professors Gottsched in Leipzig, der davon ganz entzückt war und am 19. Oktober 1727 an das vierzehnjährige Mädchen ein poetisches Sendschreiben voll überschwänglicher Lobeserhebungen richtete. Es beginnt:

Poetin, zürne nicht, daß sich ein Fremder wagt
Und dir den treusten Dank in schlechten Reimen sagt,
Den dein Geschenk verdient. Die allerliebsten Zeilen,
Die du durch unsern Freund mir neulich zu erteilen
Geneigt beliebet hast, erfordern zweifelsfrei,
Daß ich dir, schönes Kind, dafür erkenntlich sei.
Allein, wie stell' ichs an? Was giebt dein Knecht dir wieder?
Ich lese ganz entzückt die geisterfüllten Lieder,
Die du mir zugesandt, und seufz' in meinem Sinn:
Ach schade, daß ich doch so weit von Danzig bin!
Wie zärtlich wollt' ich dir allein zu danken wissen,
Wie zärtlich wollt' ich nicht die schönen Hände küssen,
Die ein so muntre Geist belebt, bewegt und rührt,
Wann er den Dichtertitel trotz allen Männern führt.

Besonders erfreut ist Gottsched, daß sein engeres Vaterland Preußen durch die Dichterin geehrt werde, und er hofft, daß man einst die Kulmus aus Danzig ebenso hoch schätzen werde, wie die Gertrud Möller aus Königsberg, deren 1675 veröffentlichte „Geistliche und weltliche Oden“ sich damals noch großen Ansehens erfreuten. Daß die jugendliche Dichterin die „Nymphen an der Pleiße“ schon jetzt besiegt habe, ist Gottsched zweifellos.

Denn sind dieselben gleich

An Geist und Artigkeit, Verstand und Schönheit reich,
 So ist doch keine dir, so viel ich weiß, in Sachsen,
 So jung und zart du bist, im Dichten recht gewachsen.
 Du ehrt dein Vaterland durch deinen schönen Kiel,
 Dein Preußen wird dereinst dein reines Sattenspiel
 Aus Stolz verewigen. Drum fahre fort im Singen,
 Die Muse deiner Zeit! Denn deine Lieder klingen
 So rein, so angenehm, so munter und beliebt,
 Daß jeder, der sie hört, dir Kranz und Lorbeer giebt.
 Was sonst die Möllerin in Königsberg gewesen,
 Das wird dein Danzig einst von seiner Kulmus lesen.

Das Mädchen mag sich über eine solche Zuschrift nicht wenig gefreut haben. Der Vater freilich dachte kühler. Er dankte zwar Gottsched für die Zusendung gelehrter Abhandlungen und poetischer Schriften an seine Tochter, wünschte aber zugleich, daß der vermittelnde Freund nicht mit so leuchtenden Farben gemalt haben möchte, und bittet, „eine so große Poetin nicht eben aus ihr zu machen.“

Im Jahre 1729 reiste Gottsched zum erstenmale wieder in seine Heimat, aus der den außerordentlich körpergroßen Mann die Furcht vor den preußischen Werbem vertrieben hatte. Dem Mitgliede der Leipziger Universität konnten diese jetzt nichts mehr anhaben, ohne das Völkerrecht zu verletzen. In Königsberg begrüßte er die Eltern und Jugendfreunde, auf der Rückreise aber lehrte er in Danzig im Hause des Doktor Kulmus ein. Ein junges, sechzehnjähriges, mit äußern und innern Reizen geschmücktes Mädchen trat ihm in Abulgunde entgegen; diese aber schaute in Ehrfurcht zu dem schon berühmten Gelehrten empor, der ihr so viel Ehre erwiesen hatte. Ihr angenehmes Außere, ihre artigen Sitten, ihr in der der Unterhaltung sich bewährender feiner Witz, ihre musikalischen Leistungen entzückten ihn, und so bat er die Eltern, mit der Tochter im Briefwechsel bleiben zu dürfen, was ihm gern gestattet wurde.

Nun flogen der Briefe und Gedichte viele zwischen Leipzig und Danzig hin und her; auch allerlei deutsche und französische Bücher langten in Danzig an, mit deren Hilfe das junge Mädchen sich weiterbilden sollte. Zur Beurteilung aber sandte Abulgunde Kulmus einige Übersetzungen aus dem Französischen an Gottsched, die dieser alsbald veröffentlichte, wodurch er, wie er selbst sagt, „Deutschland zuerst eine Feder bekannt machte, die ihm so viel nützliche und sinnreiche Werke liefern sollte.“ Im Jahre 1734 erschien die Übersetzung von Frau Lamberts „Betrachtungen über das Frauenzimmer,“ im nächsten Jahre der „Sieg der

Beredtsamkeit“ von Frau von Gomez. Das letztere Werkchen bestand eigentlich aus sechs Reden, in denen die Philosophie, die Geschichte, die Dichtkunst und die Beredtsamkeit von ihren Vertretern um die Wette gepriesen werden, bis der als Richter herbeigerufene Kritolaus der Beredtsamkeit den Sieg zugestehet. In einem Anhange zu diesem Schriftchen veröffentlichte Gottsched auch einige Gedichte der Übersetzerin.

Aus den beiden Brieffschreibern waren nach und nach im Einverständnis mit den Eltern Verlobte geworden. Dem Leipziger Gelehrten mußte eine Gattin sehr erwünscht erscheinen, die das Ideal verwirklichte, welches er in seiner moralischen Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadelrinnen“ oft genug gezeichnet hatte. Er forderte von der Frau vor allem Bildung, und für die Gattin eines Gelehrten hielt er einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit für unerläßlich. Er hatte einst geschrieben: „Ich ergöße mich, so oft ich daran gedente, wie der berühmte Dacier mit seiner Frauen gelebt haben müsse. Ich stelle mir zum Exempel vor, wie beide Ehegatten zusammensitzen und die weisen Sprüche des großen Kaisers Antonius aus dem Griechischen ins Französische übersetzen. Welch ein angenehmer Streit ist dieses, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrsamkeit zuvor thun will.“ Was er hier schildert, das sollte er später in der That in Gemeinschaft mit seiner Gattin selbst erleben. Die Jungfrau Kulmus aber dachte schon damals, wie sie später in einem Gedichte zum Geburtstage ihres Gatten sang:

Freund, schenke ferner mir das Glück deiner Lehren,
Ich will dein Strafen mehr als jenes Loben hören,
Und wenn dein treuer Mund einst meine Schrift erhebt,
So hat mein Eifer sich den schönsten Lohn erstrebt.

An Verhehlung war freilich noch nicht zu denken. Die Familie Kulmus verfügte nicht über Reichthümer, und Gottsched war zwar seit 1730 außerordentlicher Professor der Poesie an der Leipziger Universität, erhielt aber als solcher keinen Gehalt und war auf die Extragnisse seiner schriftstellerischen Arbeiten, ja sogar auf die „Schuldigkeiten“ für bestellte Gelegenheitsgedichte angewiesen.

Der Braut wurde die Zeit ihres Brautstandes verkümmert durch den Tod beider Eltern, von denen der Vater 1731, die Mutter 1734 starb. Auch Verstimmungen zwischen den Verlobten kamen während der Zeit des Brautstandes vor; aber man muß zugestehen, daß dabei die Braut eine viel würdigere Rolle spielt als der Bräutigam. Adalgunde war von den Masern befallen worden und hatte dies ihrem Bräutigam mitgeteilt. Dieser aber hatte gehört, nicht an den Masern, sondern an den Blattern sei seine Braut erkrankt. Er war tattlos genug, ihr zu schreiben, wie er namentlich fürchte, daß ihr Gesicht dadurch entstellt werde. Darauf erhielt er von ihr einen herrlichen Brief, in dem sie u. a. schrieb: „Sie waren nicht nach Danzig gekommen, schöne Gesichtser und schöne Körper zu suchen; diese hatten Sie in Sachsen näher. Oder

hätten Sie diese auch hier verlangt, so würde Ihre Wahl nicht auf mich gefallen sein. Gesezt auch, daß ich jetzt die Blattern gehabt hätte, gesezt, daß mich diese sehr übel zugerichtet, so hätte ich Ihrer Standhaftigkeit doch so viel zugetraut, daß Sie die treue Beschreibung meines narbigen Gesichts ohne widrigen Eindruck würden gelesen haben. Ich glaube, ich hätte die Gruben gezählet, um Ihnen alles genau zu melden.“ Auf diesen Brief leistete Gottsched reumütige Abbitte, mußte sich aber in dem nächsten Schreiben seiner Braut neben der Verzeihung, die er erhielt, doch die folgende wohlverdiente Zurechtweisung gefallen lassen: „Glauben Sie, liebster Freund, daß ich Ihnen lieber meine gute Eigenschaften (wenn ich deren besäße) verhehlen würde, als meine Fehler. Nach meiner Denkart wünsche ich geliebt zu sein, so wie ich bin und nicht wie ich sein sollte.“

Endlich war Gottsched im Jahre 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik mit Gehalt geworden, und er konnte nun an die Heimholung der Braut denken. Am 19. April 1735 fand in Danzig die Hochzeit statt, die nach dem Willen der Braut möglichst einfach gefeiert werden sollte; doch waren achtzehn Hochzeitsgäste geladen worden, und als nicht zu überschreitende Summe der Kosten hatte die Braut hundert Thaler festgesezt.

Am 14. Mai kam das junge Paar über Stargard, Berlin und Wittenberg glücklich in Leipzig an, empfangen wie ein Fürstenpaar von dem Kreise der zahlreichen Freunde und Verehrer des Bräutigams. Gottscheds Zuhörer in seinem Kolleg über die Redekunst empfingen das Paar mit einer Abendmusik, deren Text Gottsched später nebst einer großen Anzahl der bei dieser Gelegenheit überreichten und übersandten, meist gedruckten Bewillkommungsgedichte und Begrüßungsreden in einem Anhange zu der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung seiner Gattin wieder abdrucken ließ. Da finden wir natürlich zunächst die Deutsche Gesellschaft in Leipzig, deren Vorsteher Gottsched war, mit einem Gedichte vertreten. Es führt die Überschrift: „Bei dem Gottscheds- und Kulmussischen Hochzeitfeste bezeigt gegen den Herrn Bräutigam ihre Ergebenheit die deutsche Gesellschaft in Leipzig durch Johann Friedrich Mayen.“ Die montägliche Predigergesellschaft zu Leipzig überreichte ein Gedicht durch Magister Gotthilf Schönfeld. Auch einzelne der Zuhörer des Professors entrichteten der Sitte der Zeit ihren Zoll, indem sie gedruckte Glückwünsche überreichten. Eins dieser Gedichte trägt die Überschrift: „Bey der glüklichen Ankunft Sr. Hochedelgeborenen Herrn Professor Gottscheds mit Seiner geliebten Kulmus in Leipzig bezeigten ihr Vergnügen zween ergebenste Diener, Peter Stuart, Med. Stud., und Johann Theodor Grade, S. Theolog. Stud.“ Manche der von Freunden und Freundinnen dargebrachten Dichtungen beginnen bereits in der Aufschrift mit Reimen, z. B. „Da Gottsched seine Kulmus liebt und Herz und Hand Ihr übergiebt, besingt das Band, das sie vereint, ein wahrer und ergebner Freund, Lamprecht“; oder: „Da Professor Gottscheds Mund die berühmte Kulmus küßt

welche eine Meisterin schöner Wissenschaften ist, da sich Gleich und Gleich gesellet, hat dieß Carmen aufgesetzt eine Freundin edler Musen, die die Dichtkunst auch ergöhlet, Anna Helena Volkmannin, geb. Wolffermannin.“ Unter den übrigen Glückwünschenden finden wir auch den Leipziger Juristen Corvinus, als Dichter „Amaranthes“ genannt, den Magister Johann Daniel Heyde, Konrektor des Gymnasiums zu Gera, den Magister Nikolaus Kelz, ein Mitglied der Gottschedschen Rednergesellschaft, Martin Knöcher, ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft, den Pfarrer Adam Bernhard Pantke, ferner von Auswärtigen noch Johann Vermehren aus Lübeck und die Erfurter Dichterin Jungfrau Sidonia Hedwig Zäunemann, an die Gottscheds Braut schon früher ein poetisches Sendschreiben gerichtet hatte, das nach Gottscheds Versicherung „sehr nützliche Lehren für dieselbe in sich hielt.“ Man sieht, die Sitte der Zeit hatte dafür gesorgt, daß es dem jungen Paare später nicht an Gelegenheit fehlte, bei Hochzeitsfesten, Todesfällen, Amtsveränderungen u. dergl. die dichterischen Schwingen zu entfalten, um Gleiches mit Gleichem, Gelegenheitsgedicht mit Gelegenheitsgedicht zu vergelten.

In Leipzig ließ die junge Frau Professorin es sich vor allem angelegen sein, ihre Bildung noch zu vervollkommen. In ihrem Zimmer saß sie hinter der Thür, die zu dem Hörsale ihres Gatten führte, und hörte da alle Vorlesungen, die er über die einzelnen Teile der Philosophie, über Beredsamkeit und Dichtkunst hielt, mit an. Auch bei den Redeübungen, die Gottsched mit den besten seiner Zuhörer jahraus jahrein Mittwochs und Sonnabends veranstaltete, und den darauf folgenden Beurteilungen der gehaltenen Reden war sie stets in derselben Weise unbemerkt Zuhörerin.

Daneben nahm sie bereits im ersten Jahre ihrer Ehe Privatunterricht in der lateinischen Sprache bei Gottscheds Freund und Anhänger Johann Joachim Schwabe, der später die in Gottscheds Sinne geleiteten und von seinen Anhängern geschriebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ herausgab. Von dem Erfolge dieses Unterrichts urteilt Gottsched, daß sie es in kurzem so weit gebracht habe, einen leichten Schriftsteller zu verstehen, und sowohl im Reden als im Schreiben mit lateinischen Wörtern so richtig zu verfahren wie ein Gelehrter.

Auch in der Musik suchte sie sich noch weiter auszubilden. Sie nahm Unterricht bei dem Musiker Krebs, einem Schüler Bachs; und wie sie es überall bis zu eignen Geisteserzeugnissen zu bringen suchte, wie sie z. B. das in den Redeübungen ihres Gatten gelernte in selbstausgearbeiteten Reden zu verwenden sich bemühte, so drang sie auch in ihren musikalischen Studien bis zur Kompositionslehre vor, und der von ihrem Gatten veranstalteten Sammlung ihrer Gedichte ist (Seite 178 bis 192) eine von ihr komponirte, aus Arie, Rezitativ und Arie bestehende Kantate beigelegt, die nicht nur von tüchtiger Beherrschung der musikalischen Formen, sondern auch, namentlich in der letzten Arie, von echter musikalischer Empfindung Zeugnis ablegt.

Als Schriftstellerin entfaltete Frau Gottsched eine fast unglaubliche Thätigkeit. Es würde jedoch hier zu weit führen, alle ihre selbständigen Werke, ihre Übersetzungen, Kritiken u. s. w. aufzuzählen. Zunächst nahm ihr Gatte ihren Fleiß und ihr Geschick in Anspruch zur Förderung der Arbeiten, durch die er auf die Entwicklung der deutschen Litteratur einzuwirken suchte. Als er den außerordentlich reichen Bildungstoff, der in dem Wörterbuche des französischen Gelehrten Bayle vorlag, auch den Deutschen zugänglich machen wollte, zog er neben andern Mitarbeitern auch seine Gattin mit heran. Nicht nur hat sie einzelne Artikel des Wörterbuches ganz selbständig übersetzt, sondern sie beteiligte sich auch bei der Durchsicht der eingegangenen Übersetzungen und bei der Überwachung des Druckes. Wenn Beiträge der Mitarbeiter eingegangen waren, so las sie sie vor, während ihr Gatte den französischen Text vor sich liegen hatte. Notwendig erscheinende Abänderungen wurden dann gemeinsam beraten, und gar oft ging der bessere Vorschlag zu solchen von der Frau Professorin aus. Bei der Durchsicht der Druckbogen wurden die Rollen vertauscht; Gottsched las die Bogen, und die Gattin verfolgte daneben den Grundtext.

Ganz selbständig übersetzte Frau Gottsched die in Paris in elf Bänden erschienene Geschichte der königlichen Académie des inscriptions et belles lettres, sowie eine zweibändige Ausgabe größerer selbständiger Schriften dieser Akademie. Länger als neun Jahre hat diese Arbeit sie beschäftigt; man darf aber nicht meinen, daß sie dabei eine große innere Befriedigung gehabt habe. Sie wurde dadurch zur Beschäftigung mit Gegenständen veranlaßt, die ihrem Gesichtskreise und ihrem Interesse oft gleich fern lagen, und in vertrauten Briefen klagt sie über die Last dieser Arbeit, die sie vorzugsweise nur dem Gatten zu Gefallen übernommen hatte.

In einem Briefe an Frau Kunkel, eine ihrer besten Freundinnen, schreibt sie am 24. März 1754 u. a.: „Mein, beste Freundin! Ich kann mich nicht überwinden, Ihnen den Sokrates und Plato, die mich bisher in der Geduld geübet, zuzuschicken. Sollte ich Sie mit zwey und dreyßig gedruckten Bogen plagen? So viel beträgt meine Arbeit von der Neujahrsmesse bis hierher. Ich will Ihnen den ganzen Inhalt sagen. Er betrifft lauter griechische, römische, egyptische und, kurz zu sagen, barbarische Alterthümer, das ganze Werk ist voller kritischer Grillen. Mitten unter denselben finden Sie etwa auf drey Bogen ein trockenes metaphysisches Gespräch des Sokrates mit seinem Schüler Theätetus, die mit einander zanken, was das Wissen ist und ob es etwas anderes als empfinden sey. Mein, ich verehere Sie viel zu sehr, und Ihre Zeit ist mir viel zu schätzbar, um Sie mit Lesung einer Schrift zu plagen, die mir selbst zum Ekel geworden ist. Nie habe ich einen ärgeren Sophisten und einen dümmern Behrling gesehen. Lassen Sie uns lieber freundschaftliche Briefe wechseln.“

Mehr Freude gewährte ihr die Übersetzung zweier englischen moralischen Grenzboten III. 1888.

Wochenschriften, des „Zuschauers“ (Spectator) und des „Aufsehers“ (Guardian). Addison's Spectator, der von Gottsched in seinen „Bernünftigen Tadlerinnen“ und dann in unzähligen andern moralischen Wochenschriften nachgeahmt wurde, der damals das Beschuch aller derer war, die Englisch verstanden, den Frau Gottsched schon im Elternhause mit großem Vergnügen gelesen und der auf ihre ganze Richtung wesentlichen Einfluß erlangt hatte, erscheint uns jetzt unbedeutend; aber gerade der Mangel an Tiefe, der seine Ausführungen kennzeichnet, gerade der Umstand, daß er nur den gesunden Menschenverstand allen Thorheiten und Zierereien gegenüber in seine Rechte einsetzt, gerade das hat ihm seinen unermesslichen Einfluß auf die Menschen und namentlich auch auf die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts gesichert, das moralisierende Element in Frau Gottscheds Schriften und ihre hausbackene, aber liebenswürdige Komik haben ihren Grund vorzugsweise im Spectator und im Guardian.

Die Übersetzung des Guardian lieferte Frau Gottsched allein in der kurzen Zeit vom Herbst 1744 bis zum Frühjahr 1745. Die Arbeit am Spectator war anfangs so verteilt, daß von je drei Stücken desselben allemal eins Frau Gottsched, das andre ihr Gatte und das dritte ein ungenannter Freund übersetzen sollte. Gottsched war aber gewöhnlich nicht fertig, wenn wieder Manuskript an die Druckerei abgeliefert werden sollte, und dann mußte immer seine fleißige Gattin für ihn eintreten. Er schreibt selbst: „So oft es mir an Muße fehlte, mein Stück zu liefern, übernahm sie dasselbe an meiner Stelle. So hat ihr denn wirklich unser Vaterland den größten Teil des verdeutschten Zuschauers zu danken.“

Aus dem Englischen übersetzte Frau Gottsched auch Addison's Trauerspiel „Cato“, das ihr Gatte später neben dem französischen Stücke von Deschamps zu seinem „Sterbenden Cato“ so ausgiebig benutzte, und ein komisches Epos, den „Lockenraub“ von Pope. Es ist ein sprechendes Zeugnis für die damaligen Zustände des deutschen Buchhandels, daß Frau Gottsched den Urtext des letztern Werkes lange Zeit nicht erhalten konnte. Sie entschloß sich daher zur Übertragung einer ihr allein zugänglichen französischen Übersetzung. Während der Arbeit aber kam ihr mancher Zweifel an der Zuverlässigkeit des französischen Übersetzers, und sie fuhr in ihrer Arbeit nicht weiter fort. Als es ihr endlich nach vielen Mühen gelungen war, ein englisches Exemplar zu erlangen, fand sie ihre Befürchtungen vollauf bestätigt. Rasch entschlossen, begann sie eine neue Übersetzung, bei deren Herausgabe sie in der Vorrede mit dem französischen Übersetzer sehr streng ins Gericht ging. Man merkt in dieser Vorrede, wie wenig gut Frau Gottsched auf die Franzosen überhaupt zu sprechen war, und namentlich richteten sich ihr Eifer und ihr scharfer Wiß gegen die an Friedrichs des Großen Hofe lebenden Franzosen. So schreibt sie u. a.: „Vielleicht wird mein Eifer gegen den gewissenlosen französischen Übersetzer des Lockenraubes, so klein er auch ist, einigen Herren wieder zu stark vorkommen, die,

ob sie gleich unter deutschem Schutze stehen, den ihnen ihr Vaterland versagt, dennoch eine Ehre darin suchen, Frankreich groß zu machen und alle anderen Völker dagegen zu verkleinern.“ Gegen den Franzosen Maupertuis in Berlin richtet sich die bosshafte Bemerkung, daß er auf seiner mathematischen Expedition nach dem Norden nur die alten Lehren von Huyghens und Newton bestätigt gefunden und höchstens mehr gefroren habe als seine Vorgänger, was freilich für einen Franzosen schon sehr viel sei.

Übrigens war Frau Gottsched auch mit den englischen Schriftstellern ihrer Zeit keineswegs in allen Stücken einverstanden. Tiefe Blicke in Geist und Herz der Frau Gottsched läßt uns die Vorrede zu ihrer Uebersetzung des Guardian thun, wo sie erklärt, daß es ihr darauf angekommen sei, den Religion und Moral untergrabenden Schriften etlicher englischen Schriftsteller entgegenzuwirken. „Man kennt die Freyheit einiger britischen Schriftsteller zur Genüge, womit sie das Ansehen der sittlichen und göttlichen Wahrheiten zu untergraben bemüht gewesen und zum Theil noch sind. Dieses Gift hat bey einigen, und vielleicht nur bey gar zu vielen Gemüthern unter uns einen schnelleren Eingang gefunden, als zum besten der zukünftigen Zeiten zu wünschen wäre. Es giebt viele junge und bereits erwachsene Leute, welche glauben, ein großer Geist und ein Freygeist, ein wigiger Kopf und ein Religionspötker, ein geistreicher Mann und ein Wollüstling, das wäre einerley; und es ist zu bedauern, daß dieser Irrtum nur gar zu oft solche Köpfe einnimmt, von denen das Vaterland außer diesen die größten Vortheile und alle Ehre zu hoffen hätte. Dergleichen Leute nun werden allhier einen Schriftsteller oder vielmehr einige der besten englischen Schriftsteller erblicken, die alles ihr Vermögen anstrengen, diesem Unheile zu steuern. Es sind tieffsinnige Weltweise, die sich für keinen Schimpf halten, Christen zu sein. Es sind wüthende Männer, die diese Gabe nicht zur Verachtung der Diener des Herrn anwenden. Es sind Leute, die den feinsten Spott in ihrer Gewalt haben und dennoch damit weder der Unschuld noch den guten Sitten zu nahe treten. Es sind Leute, welche die Welt, ja die große und reizende Welt gesehen haben und dennoch nicht glauben, daß es ein Übelstand sey, mäßig, bescheiden und keusch in Thaten und Ausdrücken zu seyn. Es sind Personen, die gewiß unter den Geschöpfen ihrer Art im ersten Range stehen und dennoch keinen Ruhm der Tieffsinnigkeit darinnen suchen, an dem Daseyn ihres großen Urhebers zu zweifeln. Es sind endlich große Geister, die es für kein Zeichen der Dummheit halten, eine ewige Glückseligkeit oder Unglückseligkeit zu glauben. Wer weiß nun, ob ein solcher Anblick nicht einige von unseren neuern Freygeistern auf bessere Gedanken bringt?“

Fleißig beteiligte sich Frau Gottsched auch an den Arbeiten ihres Gatten, die auf Förderung der deutschen Litteratur und auf die Geschichte derselben gerichtet waren. Die Bände der drei kritischen Zeitschriften, die Gottsched nach einander herausgab, der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache,

Poesie und Beredtsamkeit," des „Neuen Bücherkaales der schönen Wissenschaften und freyen Künste" und des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit," enthalten zahlreiche Beiträge von seiner Gattin. So besprach sie z. B. in der erstgenannten Zeitschrift Johanna Maria Magens Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens, ferner die Fabeln von Stoppe und von Hagedorn, Glafeyhs Übertragung der Fabeln von La Motte, Neukirchs Telemach, Trillers Prinzenraub, Bodmers Übersetzung eines Stückes aus dem Telemach und andre neuere Erscheinungen.

Als Gottsched seine „Deutsche Sprachkunst" herausgab, war seine Gattin seine unermüdlche Mitarbeiterin. Er selbst sagt: „Sobald ich ein Verzeichnis von Wörtern, die von diesem oder jenem Geschlechte, von dieser oder jener Abwandlung oder sonst in eine Klasse gehörig waren, nöthig, aber es selbst auszusinnen keine Zeit hatte, war sie die sicherste Zuflucht ihres Gatten. Ja bei allen folgenden Ausgaben hat sie mir dieselben nicht nur fleißig ergänzet, sondern auch die hinten angehenkten Sprichwörter und Kern-Redensarten der Deutschen ausgezogen und gesammelt, so daß ich darinnen keine geringe Erleichterung von ihrer Feder erhalten habe."

Ebenso war sie Mitarbeiterin an dem „Nöthigen Vorrath zur Historie der deutschen dramatischen Dichtkunst," einem Buche, das dem Forscher in litterarischen Dingen noch heute Dienste leistet und ein Jahrhundert lang geradezu unentbehrlich gewesen ist. Gottsched selber bekennet, daß er durch den Eifer seiner Gattin „fast den ganzen Stoff in die Hände bekam."

Auch an den Sammlungen für Gottscheds „Kritische Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" beteiligte sie sich mit Auszügen aus älteren, seltenen Schriften u. dergl. So reichlich floß das, was sie beisteuerte, daß der Gatte endlich Bedenken trug, so viel Fremdes in sein Werk einzuschalten und für seine Arbeit auszugeben. Er machte ihr daher den Vorschlag, selbst eine Geschichte der lyrischen Dichtkunst in Deutschland zu schreiben, und sie ging voll Freude und Eifer auf diesen Vorschlag ein. Leider ist uns ihre Arbeit nicht erhalten worden. Gottsched schreibt: „Es wuchs ihr Vorrat dergestalt unter ihren Händen, daß sie etliche Jahre vor ihrem Tode eine Geschichte der lyrischen Dichtkunst von Otfrieds Zeiten an bis auf das Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Vorreden und Einleitungen ganz zum Druck fertig hatte, und ich der Welt schon etlichmal Hoffnung machte, selbige bald ans Licht treten zu sehen. Allein leider umsonst! Und diese schöne Hoffnung ist nun auf ewig verloren. Warum? Der Geschmack der Verleger ist dem Gutachten der Schriftsteller nicht allemal gemäß. Ein Buch, welches so viele Liebhaber sehnlich wünschten, und das den Verdiensten unserer Alten ein sehr helles Licht versprach, war keinem Verleger reizend genug, seine Kosten daran zu wenden. Wie oft habe ichs nicht den besten unter ihnen angepriesen und dargeboten! Allein jederzeit umsonst. Diese Kaltfinnigkeit und Unmöglichkeit nun, es in so vielen Jahren

unterzubringen, hat die Selige kurz vor ihrem Ende so aufgebracht, daß sie ohne mein Wissen es einmal im Zorne den Flammen aufgeopfert." Wir dürfen in diesem Brandopfer gewiß einen Verlust für die deutsche Litteraturforschung beklagen. Was Gottscheds „Nötiger Vorrat zur Historie der dramatischen Dichtkunst“ den Litteraturforschern und Litteraturfreunden gewesen ist, das wäre ihnen für ein andres Gebiet die „Geschichte der Iyrischen Dichtkunst“ wahrscheinlich auch geworden. Frau Gottscheds Eifer in Durchforschung alter, seltener Schriften hätte vielleicht im Verein mit ihrem reifen, feinsinnigen Urteil ein Buch dargeboten, das vor dem des Gatten noch manchen Vorzug gehabt hätte. Manchem Litteraturhistoriker wäre vielleicht durch das Buch seine Arbeit wesentlich erleichtert, manche Mühe erspart worden, und wir verehrten darin vielleicht noch heute Frau Gottscheds Hauptwerk.

Aber nicht nur Mitarbeiterin auf dem Gebiete der Wissenschaft war sie ihrem Gatten, sie war auch seine Gehilfin in kleineren Dingen. So war es u. a. ihre Aufgabe, die Bibliothek des Gatten in Ordnung zu halten und bei den neu hinzukommenden Büchern die Rückenschilder mit zierlichen Titelaufschriften zu versehen.

Für die Entwicklung der deutschen Litteratur am bedeutungsvollsten und einflußreichsten ist ihre Mitarbeit an Gottscheds „Deutscher Schaubühne.“ Gottscheds erst in neuerer Zeit vollkommen gewürdigte Verdienste um das deutsche Theater bestanden zunächst darin, daß er die Neubersche Schauspielertruppe dahin brachte, an die Stelle der regellosen Stücke, bei denen die Schauspieler ihre Rollen aus dem Stegreif sprachen, regelmäßige und von den Schauspielern wörtlich eingelernte Stücke zu setzen. Er selbst sagt, daß auf seine Veranlassung „Herr Johann Neuber angefangen, anstatt der sonst gewöhnlichen Haupt- und Staatsaktionen, mit Harlekins Lustbarkeiten untermengt, wahrhafte Trauerspiele nach Art der Alten und der neueren Franzosen aufzuführen . . . Von der Komödie ist so viel zu merken, daß auch diese ganz von dem alten Wuste gereinigt und so weit gebracht worden, daß man auf der Neuberschen Bühne weder den Harlekin, noch Scaramuz, noch die andern Narren der Welschen mehr sieht oder nötig hat.“ Er beklagt sodann, daß durch die Berufung der Neuberschen Truppe an den kaiserlichen Hof zu Petersburg „Deutschland die einzige kluge und wohleingerichtete Schaubühne verloren, die es in seinen Grenzen gehabt hat,“ und fügt hinzu, daß er sich „entschlossen, zur Erhaltung des guten Geschmacks und zur Aufmunterung junger Dichter eine deutsche Schaubühne im Drucke herauszugeben.“ Waren also die regelmäßigen Stücke, die Gottsched und seine Gehilfen bis jetzt teils übersetzt, teils selbständig gedichtet hatten, alleiniges Eigentum der Neuberschen Truppe gewesen, so sollten sie nun durch den Druck allen Schauspielertruppen zugänglich gemacht werden.

Von 1740 bis 1745 erschienen sechs Bände, und in ihnen wurden 37 Dramen, Trauer- und Lustspiele veröffentlicht. Es waren darunter Dichtungen

und Übersetzungen von Gottsched, Elias Schlegel, Gottfried Lange, von Straube, Dotharding, Bitfchel, Quistorp, Ulich, Frh. von Glaubitz und von Benj. Ephraim Krüger. Die größte Anzahl der gelieferten Stücke aber rührte von Frau Gottsched her, drei Trauer- und neun Lustspiele, sieben Übersetzungen und fünf eigne Dichtungen. Unter den Trauerspielen ist eine eigne Dichtung, die Panthea, die ihren Stoff aus der Cyropädie des Xenophon schöpft, die beiden andern sind die Übertragungen der „Azire“ von Voltaire und der „Cornelia“ von Mademoiselle Barbier. Unter den Lustspielen finden sich folgende Übersetzungen: Molières Menschenfeind, die Widersprecherin von Dufresny, der Verschwender und der poetische Dorfjunker von Destouches, das Gespenst mit der Trommel, ebenfalls von Destouches, der aber seinerseits hier wieder ein Lustspiel von Addison benutzt hatte. Gelegentlich der Aufführung des letztgenannten Lustspiels in Hamburg erkennt Lessing in seiner Dramaturgie an, daß Frau Gottsched einige feine Züge des englischen Originals, die in der französischen Bearbeitung verloren gegangen waren, in ursprünglicher Frische wiederhergestellt habe.

Wichtiger noch als diese Übersetzungen aus dem Französischen waren Frau Gottscheds eigne Versuche auf dem Gebiete des deutschen Lustspiels. Man darf wohl sagen, daß sie zu dem regelmäßigen deutschen Lustspiele in ähnlicher Weise den Grund gelegt hat, wie ihr Gatte zu dem heroischen Trauerspiel. Als Gottsched 1740 die erste Vorrede zu seiner „Deutschen Schaubühne“ schrieb, sah er sich zu der Erklärung veranlaßt, daß er wohl wegen regelmäßiger Trauerspiele nicht in Verlegenheit sei, aber umso mehr wegen regelmäßiger Lustspiele. „Wo hätte ich Komödien hergenommen, die regelmäßig gewesen wären, da man uns dergleichen noch gar nicht hat drucken lassen?“ Und zwei Jahre später muß er sich immer noch mit der Hoffnung trösten, daß „wir mit der Zeit eigene komische Poeten bekommen werden, die was Gescheides machen können; denn was manche Komödianten selbst zusammenstümpeln, das ist nichts besser, als die Geburten der italienischen Schaubühne.“

Merkwürdigerweise nahm Gottsched eine sehr tüchtige Arbeit seiner Gattin, die schon 1736, aber freilich ohne Namen erschienen war, nicht in seine Schaubühne auf. Die Gründe dafür waren nicht litterarische; die Rücksicht auf den Stoff des Lustspiels gebot diese Vorsicht, wie früher die Verschweigung des Namens. „Die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die doktormäßige Frau“ war mehr eine Nachdichtung als eine Übersetzung von des französischen Jesuiten Bougeant Lustspiel *Le femme docteur*, in welchem die jansenistische Sekte in Frankreich verspottet wurde. Frau Gottsched hatte das Stück ganz auf deutsche Verhältnisse übertragen, Namen und Umstände dergestalt geändert, daß die Nachahmung, wie ihr Gatte sagt, „ein auf deutschem Boden gewachsenes Original zu sein schien.“ Statt Jesuiten und Jansenisten hatte sie Orthodoxe und Pietisten einander gegenüber gestellt.

Ganz freie Erfindungen waren ihre in der „Deutschen Schaubühne“ veröffentlichten Lustspiele: „Die ungleiche Heirat,“ „Die Hausfranzösin,“ „Das Testament“ und „Der Wigling.“ Das letzte war eigentlich nur ein kurzes Nachspiel, mit dem sie die Verfasser der sogenannten „Bremer Beiträge“ verspotten wollte, oder wie Gottsched sagt, „worin die Selige allerley kleine Kritiken wider die Schaubühne, die damals von vielen jungen Dichtern gemacht worden, abfertigte und diesen eingebildeten Kunstrichtern glücklich das Maul stopfte.“ Von einer Wirkung auf dem Theater konnte bei diesem Nachspiel nicht die Rede sein. Umso öfter erschienen die drei andern Lustspiele auf der Bühne, und vorzugsweise die beiden erstgenannten.

Heutzutage sind Frau Gottscheds Lustspiele ungenießbar und in einzelnen Stellen abstoßend geworden, aber sie waren ihrer Zeit die ersten, die genießbar erschienen, und an Beifall hat es ihnen nicht gefehlt. Von ihnen aus geht eine ununterbrochene aufsteigende Linie bis zu den Lustspielen der Gegenwart, und in der Zeit ihres Erscheinens läßt sich ihr anregender und maßgebender Einfluß an den Lustspielsdichtungen eines Elias Schlegel, Krüger, Mylius, ganz besonders aber an den Lustspielen Gellerts leicht nachweisen, und wie Gellerts Lustspiele außerordentlich viele Berührungspunkte mit denen der Frau Gottsched aufweisen, so finden sich solche sogar in Lessings Jugenddramen. Wenn Lessing später scharfen Tadel über die Lustspiele der Frau Gottsched aussprach, so beweist das nur, wie hoch Lessing später über seinen eignen Anfängen stand, aber es kann die Bedeutung nicht mindern, die jene Lustspiele für ihre Zeit gehabt haben.

Als im Juni 1767, fünf Jahre nach der Dichterin Tode, die „Hausfranzösin“ in Hamburg aufgeführt wurde, und Lessing in der Dramaturgie darüber berichtete, schrieb er: „Man sagt, es sei dieses Stück zur Zeit seiner Neuheit hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient, gar keinen. Das »Testament« von eben derselben Verfasserin ist noch so etwas, aber die »Hausfranzösin« ist ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts, denn sie ist nicht allein niedrig und platt und kalt, sondern obendarein schmutzig, ekel und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können.“

Lessing hat mit diesem harten Urteile der Dichterin keineswegs Unrecht gethan. Ein neuerer Beurteiler, Johannes Erüger, nennt die Lustspiele der Frau Gottsched „wimmelnd von den verfänglichsten Zweideutigkeiten“ und fügt hinzu: „Wenn solche Stücke der gereinigten Bühne angehörten, wie schmutzig müssen erst diejenigen gewesen sein, die vor der Bühnereinigung die Lachmuskeln des deutschen Publikums in Bewegung setzten.“ Sehr richtig. In diesem letzten Satze ist aber auch ein durch Frau Gottsched angebahnter Fortschritt anerkannt. Und so sieht sich denn derselbe Beurteiler bezüglich des „Testaments“

genötigt, sein Urtheil in die Worte zusammenzufassen: „Kurzum, kein Lustspiel, das unsern heutigen Anforderungen entspräche, aber historisch, auch nur als Vorstufe zur „Minna von Barnhelm“ angesehen, gewiß interessant und lehrreich.“

Paul Schlenther, der neueste Biograph der Frau Gottsched, findet die Erklärung für die befremdliche Thatsache, daß uns so viel Grobes und Rohes in ihren Lustspielen überrascht, zum Theil in Gottscheds Natürlichkeits- und Abschreckungstheorie. In der „Ungleichen Heirat,“ welche in Adelskreisen spielt, hatte Frau Gottsched treu nach der Regel die gewöhnliche Umgangssprache gewählt. Da nun die Handlung der „Hausfranzösin“ in ein Bürgerhaus verlegt wird, so erschien es wünschenswert, den Ton um einiges niedriger zu stimmen. Da aber die Sprache das vorwiegendste Mittel der Darstellung war, und damit die Franzosen recht abscheulich erscheinen konnten, mußten sie vor allem nicht nur selbst recht abscheulich reden, sondern auch von den andern mit den abscheulichsten Bezeichnungen bedacht werden. Da Frau Gottsched einmal sich vorgenommen hatte oder verleitet worden war, eine Schmutzwirtschaft zu schildern, so glaubte sie auch an einer naturalistischen Schilderung derselben es nicht fehlen lassen zu dürfen. Je ferner und unbekannter ihrem Gefühl und ihrer Erfahrung solche Zustände waren, desto mehr mußten sie Ton und Farbe der Schilderung verfehlen, und sie half sich, wie alle Unkundigen sich helfen: sie übertrieb und machte Ausschreitungen.“

Wer Frau Gottsched gerecht beurteilen will, muß sich mit Schlenther gegenwärtigen, daß sie an der Wiege eines großen Dichterzeitalters stand. „Das Jahr 1744, wo die Hausfranzösin erschien, zeigt uns Klopstock und Lessing im Werden. Goethe wird ein halbes Jahrzehnt später geboren. Diese werdende Poesie der Großen folgt auf die emsigen Bemühungen unsrer Dichterin, wie der feste Mannesschritt sich allmählig herausbildet aus dem vierfüßigen Taster und Tappen des Kindes. Wie sich Kinder zu Erwachsenen verhalten, so verhält sich Frau Gottscheds Stil zum Stile der Lessingschen Minna von Barnhelm.“

Und wer das ganze Wesen Frau Gottscheds erkennen will, der darf sich nicht bloß an ihre für den Druck bestimmten Werke halten, der muß namentlich ihre Briefe in Betracht ziehen, von denen ein großer Teil nach ihrem Tode durch ihre Freundin, Frau von Munkel, ein kleinerer Teil auch durch ihren Gatten in der ihren Gedichten vorgelegten Lebensbeschreibung veröffentlicht worden ist. Auch ihre von Gottsched veröffentlichten Gelegenheitsgedichte lassen manchen lehrreichen Blick in ihren Geist und ihr Herz thun. Gottsched meint, daß seine Gattin in Elogien auf den Tod geliebter Freunde von keinem Dichter übertroffen worden sei. Das ist etwas viel gesagt; immerhin darf man zugeben, daß überraschend geistvolle Gedanken und Töne echter Empfindung oft in diesen Gedichten zu entdecken sind, während geistlose Spielereien mit Namen, barocke Einfälle und Zweideutigkeiten, an denen andre Gelegenheitsgedichte jener Zeit so reich sind, sich bei ihr nicht finden. Sie schrieb auch solche Gedichte nur, wenn

das Herz, wenn ein weiches Empfinden sie dazu drängte, während ihr Gatte Gelegenheitsgedichte auf Bestellung für Geld verfaßte. Frau Gottsched hielt das Schreiben von Gelegenheitsgedichten „für Verschwendung ihrer Zeit und ihrer Einfälle“; als Braut freilich hatte sie es dem Erwählten ihres Herzens nicht abschlagen können, ein Glückwunschgedicht an Frau Marianne von Ziegler zu richten, die als die erste Frau unter die Mitglieder der Gottschedischen Deutschen Gesellschaft aufgenommen worden war; aber leicht mag ihr diese Arbeit nicht geworden sein. Wie richtig sie den Unterschied zwischen einer wirklichen Dichtung und einem auf Bestellung gefertigten, nur einer Höflichkeitsform genügenden Gelegenheitsgedichte ahnte, zeigt ein die Sendung des Gedichts begleitender Brief. Sie schreibt an den Bräutigam: „Kein Gedicht kann ich es nicht nennen, denn es sind lauter Wahrheiten von der einen Seite und Empfindungen von der andern, obwohl sehr schwach ausgedrückt. Ich werde auch nie ein Gedicht verfertigen. Ein Dichter muß reich an Erfindungen sein und muß vieles schön zu sagen wissen, was er nicht empfindet.“ Sie glaubt also keine Dichterin zu sein, weil sie nur sagen kann, was wahr ist und was sie empfindet; sie weiß recht wohl, daß ihre Zeit von einem Dichter und namentlich von einem Gelegenheitsdichter verlangt, daß er schön zu sagen wisse, was er nicht empfindet.

Frau Gottsched steht unter dem Einflusse der Dichterregeln ihrer Zeit und ihres Gatten, und so kann es uns kaum wundern, wenn wir sie in ihren Briefen, wo sie sich ganz giebt, wie sie ist, wo Verstand und Herz sich nicht von Regeln einengen lassen, oft mehr als Dichterin erkennen, als in ihren Dichtungen. Es mögen daher hier noch einige Stellen aus ihren Briefen mitgeteilt sein, Stellen, aus denen ihr ganzes Wesen am besten erkannt wird.

Wie sparsam muß die Frau mit ihrer Zeit umgegangen sein, die neben ihren eignen Werken und neben den gelehrten Handlangerdiensten, die sie ihrem Gatten zu leisten hatte, noch so viel ausführliche und herzliche Briefe schreiben konnte, und die doch daneben auch in ihrem Hauswesen alle einer Hausfrau zukommenden Sorgen auf sich nahm! Gottsched schreibt: „Ihre Wirtschaftsangelegenheiten an Küche, Wäsche und Kleidung besorgte sie ohne alles Geräusch aufs ordentlichste. Ihre Ausgabe und Einnahme hat sie die ganze Zeit ihres Ehestandes durch von selber zu Pfennig aufgeschrieben und jedes Jahr richtig geschlossen. Ja von allen Arbeiten mit der Nadel, die in einem Hauswesen vorkommen können, hat sie sehr wenig durch fremde Hände besorgen lassen; wenn sie nämlich nicht einträglichere Arbeiten unter der Feder hatte, die keinen Aufschub litten.“

Solchem Fleiße war jede Stunde teuer, und eine Stunde ohne Arbeit achtete sie als verloren. Auf einer Reise, die sie mit ihrem Gatten an den Kaiserhof nach Wien unternahm, schrieb sie über eine langwierige Donaufahrt am 9. September 1749 von Passau aus an ihre Freundin Fräulein Thomastius:

Grenzboten III. 1888.

„Den ersten Tag fuhren wir sechs Meilen, den andern wegen widriger Winde gar nur vier, und heute haben wir acht Meilen gemacht. Das sind also in drey Tagen achtzehn Meilen. Wahrlich eine sehr langsame Post! Großer Gott! mein Leben ist mir von Kindheit an so kurz vorgekommen, daß ich nie Zeit genug vor mir zu haben glaube; und jezo muß ich sie mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen! Sechs Wochen bin ich von zu Hause, und in der ganzen Zeit habe ich nur fünf Tage gelebt, die übrigen muß ich auf ewig für verloren schätzen. Wie wird es nicht erst in Wien gehen? Der Schiffer tröstet uns, daß wir dennoch den 12. September in Wien seyn sollen. Ich wünsche es von Herzen aus keiner andern Ursache, als daß wir desto eher wieder nach Leipzig kommen, und ich meine vertrauten vier Wände wieder sehen möge, denen ich hunderttausend Dinge zu sagen habe.“

Der Gatte scheint die unermüdlige Thätigkeit seiner gelehrten Gehilfin und die treue Sorge der wackeren Hausfrau nicht immer mit Rücksicht und Anerkennung gelohnt zu haben. Wenigstens scherzt Frau Gottsched einmal in einem Briefe an ihre Herzensfreundin: „Meinen Mann habe ich niemals frömmer gesehen, als er das Podagta hatte. Ich möchte wohl wissen, ob dieses Übel bei allen Männern gleiche Wirkung thut? In diesem Falle könnte manche Frau verleitet werden, diese Prüfung der Geduld ihrem Manne zu wünschen, die ihrige würde zugleich mit bewährt und doppelter Nutzen aus einem einfachen Übel entstehen.“

In demselben Briefe, den sie am 19. September 1753 nach der Rückkehr von einer Reise an den Hof von Kassel schrieb, spricht sie über ihre Stellung zu den Großen der Erde: „Sie haben gefürchtet, mich auf dieser Reise zu verlieren? Und wem haben sie mich zugedacht? Wenn irgend eine von denen fürstlichen Personen, die ich auf dieser Reise gesprochen, mir eine Lust zur Slaverny des Hoflebens erwecken könnte, so wäre es die Herzogin von Braunschweig. Allein ich wünsche mir nie, einen Hof genauer als aus der Beschreibung oder höchstens einem kurzen Aufenthalte zu kennen.“ Und in einem andern Briefe an dieselbe Freundin schreibt sie: „Wie unvollkommen sind die Freuden der Großen, die mit allen Vorzügen oft viel Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind! Wer möchte sie wohl beneiden? Nein,

Das was allein mit Recht beneidenswertig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesegter Geist.

Mit solchen Ansichten stand sie freilich im Gegensatz zu ihrem Gatten, der sich gar zu gern in den Strahlen der Hofgunst sonnte. Als Gottsched von Friedrich dem Großen eine goldene Dose geschenkt erhalten hatte, schrieb seine Gattin an Frau von Munkel: „Beste Freundin, die Ode aus dem Horaz, die mein Freund übersetzt und dem Könige nach Breslau geschickt, hat Beyfall gefunden. Ich soll Ihnen noch mehr sagen, daß sie sehr gnädig aufgenommen und der Übersetzer königlich belohnet worden. Eine goldene Dose ist der Be-

weis von des Monarchen Zufriedenheit gewesen und hat meinen Mann in Entzückung gesetzt. Lassen Sie sich alles dieses von seiner Feder viel weitläufiger, viel prächtiger erzählen; darzu bin ich nicht geschickt genug; wissen Sie doch nun das Wesentlichste." Sie hatte ganz recht; Gottsched würde in ganz anderen Ausdrücken über ein solches Geschenk berichtet haben. Frau Gottsched aber konnte mit umso besserem Rechte über des Gatten Eitelkeit scherzen, als sie selbst sich ganz frei davon wußte.

Sie wußte sehr wohl den hohen Beweis kaiserlicher Gnade zu schätzen, als sie an dem Hofe Maria Theresias als „die gelehrteste Frau Deutschlands“ gefeiert wurde, und der Kaiserin huldvolle Worte hat sie stets in dankbarem Andenken behalten; aber bei der Vorstellung am Hofe selbst war sie bescheiden und zum Schrecken ihres Gatten offen genug, seiner ihre Sprachkenntnisse aufzählenden Beantwortung der Fragen, wie viel Sprachen Frau Gottsched verstehe, die Bemerkung hinzuzufügen: „Eigentlich keine recht!"

Gewiß hielt Frau Gottsched das Geschenk der Kaiserin, eine „brillantne Brunnknadel von besonderer Erfindung, die von Kennern auf die tausend Thaler geschätzt ward," in großen Ehren, aber mit dieser „Brunnknadel" zu prunken, lag ihr ganz fern. Der Gatte berichtet: „Der weiblichen Neigung zu kostbarem Putze, vielem Geschmeide und prächtigen Kleidern war sie gar nicht ergeben; ja selbst das Kleinod aus den Händen der Kaiserin, womit sie billig hätte prangen können, hat sie in ihrem Leben kaum drei oder vier mal an das Haupt gesteckt. Nichts war ihr lieber, als eine ungekünstelte, einfache und reinliche Tracht."

Wie sehr sich ihre Bescheidenheit mit einem berechtigten Selbstgefühl vertrug, zeigte Frau Gottscheds Verhalten gegen Voltaire. Eine Freundin der Franzosen war sie ja überhaupt nicht, und wie sie insbesondre über die Franzosen an König Friedrichs Hofe dachte, das hat schon oben eine Stelle aus der Vorrede zu ihrer Übersetzung des „Lockenraubes" gezeigt. Wie sie aber bei einem Besuche Voltaires in Leipzig sich diesem gegenüber benommen hat, das muß jedem guten Deutschen noch heute eine patriotische Freude bereiten. Wir hören sie darüber am besten selbst berichten in zwei Briefen an Frau von Kunkel.

Am 4. April 1753 schreibt sie: „Aber etwas ganz Neues. Voltaire ist hier; er ist selbst hier, ganz gewiß! Er stieg bei dem Herrn Breitkopf ab. Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Freund [so nennt Frau Gottsched ihren Gatten sehr oft] ausgegangen war und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt, Herr Breitkopf führet ihn zum Voltaire hinein; dieser fraget, ob es in Leipzig bequeme Zimmer gäbe. Oui, Monsieur, je Vous menerai dans une auberge, où Vous serez parfaitement bien . . . Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort; der blaue Engel hatte die Ehre, diesen Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bei einem Dichter

geherberget; allein es war allerlei dabei zu bedenken, davon mein Herr und seine Frau schon lange vorher geredet hatten. Er ist krank, und ob er gleich nicht so krank, als er sich stellet, so ist er doch eine gebrechliche Maschine, un homme cassé, qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nicht gesehen; er geht nicht aus, weil er kränker thut, als er ist, und ein Buch wider Maupertuis und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hätte. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, da wir zusammen nach Meuselwitz [wohin Voltaire von dem Grafen von Seckendorff eingeladen war] fahren. Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe."

Am 18. April berichtet sie weiter: „Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet, ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person, die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartiere nicht zu besuchen. Sein Sekretair vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal ebensoviele Klagen über den Unstern, daß ein paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen lernen sollten — dieses war sein Ausdruck — mit zurücke, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildeten Kranken den Tag, wenn ich wollte gesehen seyn und ihn bey mir sehen. Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bey dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines Voltaire nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bey uns speisen, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außenblieb, war der Herr von Voltaire, und wer über diesen Eigensinn böse ward, bin ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieses habe ich gehalten, und bey seinem Abschiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn wie viele Adamskinder Schuld an meinem Verlust, einen Voltaire nicht gesehen zu haben.“

Die letzten Lebensjahre der Frau Gottsched waren leider trübe und kummervoll. Ihre Gesundheit war durch ihren rastlosen Fleiß erschüttert, und wenn sie, die überarbeitete und geistig abgesspannte, Schwermutsanfällen zur Beute wurde, so verordnete ihr der kurzsichtige Gatte als Heilmittel neue Arbeit. Immer mußte er ihr neue Aufgaben zu stellen, und man erstaunt, wenn man nach ihrem Tode erzählen hört, welche riesenhaften Aufgaben sie für ihn auf sich genommen hatte, ohne daß ihm auch nur der Gedanke kommt, daß sie durch so übermäßiges Arbeiten ihre Gesundheit untergraben habe. So nennt er es, ohne sich die geringsten Bedenken zu machen, nur eine „Probe ihres unfählichen Fleißes, die allen, so sie sehen, als ein Wunder vorkommen muß,“ als er sie

veranlaßt hatte, ein Goldastische Abschrift der jetzt in Paris befindlichen Minnefängerhandschrift, die er nur für kurze Zeit aus der Bremer Stadtbibliothek geliehen bekam, für ihn abzuschreiben. Er rühmt, daß sie „diesen stattlichen Folianten mit aller kritischen Richtigkeit“ abgeschrieben und „diese mühsame Arbeit vom 23. März 1754 bis zum 11. Mai desselben Jahres, also innerhalb sechs Wochen und drei Tagen,“ vollendet habe.

Frau Gottscheds Gemüt niederzudrücken, vereinigten sich aber mit der geistigen Übermüdung noch gar andre Umstände. Zunächst empfand sie aufs schmerzlichste die Plagen, mit denen der siebenjährige Krieg Leipzig und Sachsen überhaupt heimsuchte. Sie haßte Preußen und den König Friedrich den Großen ebenso sehr, wie sie die Kaiserin Maria Theresia verehrte und liebte. Selbst eine Anerkennung ihrer Leistungen von seiten des großen Königs konnte ihren Sinn nicht ändern, ihr Gemüt nicht erheitern.

Im Jahre 1757 hatte Gottsched auf Verlangen des Königs diesem auch Proben von den Arbeiten seiner Gattin vorlegen müssen. Wie sie aber die anerkennenden Urtheile des Königs aufnahm, berichtet Gottsched mit folgenden Worten: „Als ich des folgenden Tages die vorteilhaften Urtheile dieses Monarchen, darauf jeder andere wigige Kopf stolz geworden seyn würde, mit nach Hause brachte, nahm sie dieselben doch sehr kalfinnig auf und änderte ihre Gesinnungen im geringsten nicht. Alles, was preußisch war, floh und haßte sie aufs äußerste.“

Und an Frau von Runkel schrieb sie am 4. Februar 1758, nachdem ihr Gatte die schon erwähnte Dose geschenkt erhalten hatte: „Es gab eine Zeit, da mich die Huld der Großen auch rührte. Wie viel empfand mein Herz beyhm Anblick der Kaiserin? Wie viel bey ihren Gnadenbezeigungen? Wie stolz war ich damals auf das Glück, die Kaiserin zu sehen? Wie gerührt war ich bey der Unterredung, welcher mich diese über ihre Kronen erhabene Frau würdigte! Mit eben dem lebhaften Gefühl der Dankbarkeit würde ich einen ledernen Handschuh von der schönsten Hand, die jemals Szepter geführt, angenommen und als ein Heiligtum verwahrt haben, als ich nachher die prächtige Haarnadel empfing, darüber ich meine Empfindungen auszudrücken nicht vermögend war. Jetzt rührt mich nichts mehr. Selbst Geschenke der Großen würden mir jetzt wenig oder gar keine Freude verursachen. So schüchtern hat mich der Krieg, der unselige Krieg, gegen alle dergleichen Gnadenzeichen gemacht. Was für Vorgänge könnte mir z. B. eine goldene Dose aus der Hand eines Monarchen erwecken, der meinen Mitbürgern ebenso furchtbar als groß ist? Aber was hilft mir mein Patriotismus? Er trägt meinem Arzt und dem Apotheker mehr von mir ein, als er mir selbst Nutzen bringt.“

Ein andrer Gram zehrte im Stillen an Frau Gottscheds Herzen; sie wußte seit 1753, daß sie gegründete Ursache hatte, an der Treue ihres Gatten zu zweifeln. Nur ihrer besten Freundin, der Frau von Runkel, hat sie ihr

Herz ausgeschüttet, diese aber hat bei der Veröffentlichung der Briefe ihrer Freundin gerade die betreffenden Briefe weggelassen.

So lohnte ihr ein Mann, dem sie in ihrer Treue Gesundheit und Leben aufgeopfert, für dessen Ruhm sie gearbeitet, für dessen Ruhm sie gezittert hatte, als sie sah, daß seine litterarischen Gegner immer mehr Einfluß gewannen, während ihr Gatte von der hohen Stellung, die er in Gelehrten- und Dichterkreise eingenommen, immer tiefer herabsank. In zärtlicher Sorgfalt hatte sie Schriften, in denen ihr Gatte angegriffen wurde, ihm verheimlicht, um ihm Kummer zu ersparen; umso größer war ihr Kummer, als sich nichts mehr verheimlichen ließ. Einen tiefen Blick in ihr sorgengequältes, nur auf das Wohl und die Ehre des Gatten bedachtes Herz gewährt einer ihrer Briefe an den Grafen Manteuffel, wo sie von einer erst nach Überwindung zahlreicher Hindernisse durchgesetzten Beförderung des Professor Winkler in Leipzig berichtet. Sie schreibt da: „Die ganze Akademie beneidet Professor Winklern den mächtigen und fast unerhörten Beystand, den er in dieser Sache bei den Großen erhalte. Ich beneide nicht ihn, sondern seine Frau. Es muß unfehlbar ein großes Vergnügen seyn, einen Gatten zu haben, dessen Verdienste um das gemeine Wesen wider alle Anfälle so gewaltig beschützt werden, und ich wüßte sehr wohl, wem ich ein gleiches Glück wünschen würde, wenn nicht schon seit langer Zeit die billigsten Wünsche die fruchtlosesten wären.“

Am 26. Juni 1762 starb Frau Gottsched nach langem Leiden. Der Tod kam ihr erwünscht. Noch am 10. Juni hatte sie Frau Kunkel durch ihre Nichte schreiben lassen: „Liebste Freundin, diesesmal muß ich mich einer fremden Hand bedienen, um Ihnen zu sagen, daß ich zu allem untüchtig bin. Erschrecken Sie nicht; freylich bin ich matt, sehr matt, aber nach Aussage des Arztes soll ich meinem Ende noch nicht so nahe sein, als ich es wünsche.“

Und wer wollte ihr verdenken, daß sie sich nach ihrem Ende sehnte! Ihre Krankheit war so wenig zu heilen, wie die Ursachen derselben ungeschehen zu machen. Von diesen Ursachen aber sagt sie selbst in einem Briefe an die vertraute Freundin: „Sie fragen nach der Ursache meiner Krankheit? Hier ist sie. Achtundzwanzig Jahre ununterbrochener Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen.“

Gottsched schloß die 1763 veröffentlichte Lebensbeschreibung seiner Gattin mit den Versen:

Du hast mein ganzes Herz besessen:
Hinfort besitzt es keine mehr.

Das hielt ihn aber nicht ab, sich am 1. August 1765 wieder zu vermählen, und zwar mit Ernestine Susanne Katharine Neuenes, „einer Jungfer Oberstleutnantin,“ wie der Student Goethe schreibt.